



Ingrid Ganß

»Der Spielmann«

Ein Roman

Dryas Verlag

Das für dieses Buch eingesetzte Papier ist ein Produkt aus nachhaltiger Forstwirtschaft.

1. überarbeitete Auflage 2009

© Dryas Verlag

Herausgeber: Dryas Verlag, Oldenburg, gegr. in Mannheim

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Timon Schlichenmaier, Timon Verlag

Herstellung: Gabriel A. Neumann, Heidelberg

Gedruckt in der EU

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbiografie, detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar

ISBN: 978-3-940855-16-9

www.dryas.de

„Ein König hatte eine Tochter, die war über alle Maßen schön, aber dabei so stolz und übermütig, dass ihr kein Freier gut genug war. Sie wies einen nach dem andern ab und trieb ...“

„Was soll das jetzt?“ Jakob zog ungeduldig die Stirn kraus. „Willst du mir Märchen erzählen oder von deinem Auftrag berichten?“

„Eine von den alten Geschichten, die deine Großmutter so oft erzählt hat, weißt du“, erwiderte Andreas gedankenverloren. Die Flammen des großen Kaminfeuers flackerten hoch und tauchten seine Gestalt in rötliches Licht.

„Meine Großmutter?“, fragte Jakob. Für einen Augenblick ließ die Anspannung in seinem Gesicht nach und die Ungeduld wich aus seiner Stimme.

„Vielleicht erinnerst du dich nicht mal mehr daran. An den Winter, weißt du, wenn's abends so dunkel geworden ist, dass wir den Rückweg kaum noch gefunden haben. Und die Sachen, die wir an hatten, waren so nass vom Schnee ...“

Jakob seufzte. Er nahm einen Schluck Wein aus dem üppig verzierten Becher.

„Dann hat sie uns aus den nassen Sachen geholfen und uns die Füße ins kalte Wasser gesteckt. Und dann haben wir um den warmen Herd gesessen und sie hat Geschichten erzählt. Da war's mir gar nicht immer geheuer.“ Andreas lachte leise. „Jetzt darf ich's ja zugeben. Manchmal, wenn die Geschichten gar zu unheimlich waren, hab ich hinterher Angst gehabt, im Dunkeln allein nach Hause zu gehen. Und ganz oft kam sie selbst mir so vor wie eine von den weisen Frauen aus ihren Märchen.“

Das Feuer warf einen Halbkreis aus Licht, der manchmal weit über die Freunde hinauszuckte, um dann wieder klein zusammenzukriechen, so eng, dass Jakobs ohnehin schon dunkles Gesicht im Dunkel des Saales gänzlich verschwand.

„Das ist vorbei.“ Jakob wischte die Erinnerung mit einer untwirschen Handbewegung beiseite. „Erzähl' endlich von Messelstein. Was ist mit Prinzessin Elisabeth? Oder hast du sie nicht gesehen?“

„Langsam, langsam!“ Andreas' helle Augen blitzten auf. „Ich bin nicht einer deiner Bediensteten, mein Freund! Außerdem war's ja gerade die Prinzessin von Messelstein, die mich an diese alte Geschichte erinnert hat. Die stolze Königstochter, die jeden Freier abweist ...“

Da lachte Jakob. „So fing doch die Hälfte von Großmutter's Märchen an. Ein König hatte eine schöne Tochter. Gibt sie auch Rätsel auf? Muss ich mein Leben wagen? Meinen Kopf verlieren?“

„Na ja, den Kopf kannst du vielleicht verlieren, schön genug ist sie ja.“

Jakob streckte seine Hände nach dem Feuer aus. „Hundekalt sind diese Steinsäle. Du hättest mich nicht an unseren Herd erinnern sollen, jetzt friert mich noch mehr.“

„Soll ich noch Holz auflegen?“ Andreas erhob sich besorgt.

„Bleib.“ Jakob hielt den Freund an der Schulter fest. „Mir scheint, die Kälte kommt mehr von innen heraus. Berichte endlich. Sie ist also wirklich so schön

wie man sagt? Sobald der Vater Titel und Vermögen hat, werden der Tochter Loblieder gesungen, auch wenn sie eine so lange Nase hat wie die Wetten-Braunsteinerin.“

„Nein“, lachte Andreas und zog die Karaffe zu sich herüber, „der von Wetten-Braunstein gleicht sie nicht im Entferntesten! Sie hat eine ganz gerade Nase, das kann ich dir versichern. Sie ist überhaupt sehr gerade, alles an ihr. Und schöner als auf dem Bild, das du mir gezeigt hast. Ihre Art, sich zu bewegen, kommt noch dazu, wie sie den Kopf hebt, wie sie geht. Es passt alles zusammen. Das Gesicht so ebenmäßig wie die Figur. Nun ja, soviel ich bei diesen pompösen Gewändern von der Figur erkennen konnte. Da wird soviel gepresst, verborgen, an einer Stelle wieder gehoben, ausgestopft, was weiß ich.“ Er warf einen kurzen Seitenblick auf Jakob, über dessen Gesicht ein leichtes Grinsen lief. „Du musst es ja besser wissen. Von dieser Art hab ich noch keine ausgezogen.“

„Lenk nicht ab“, unterbrach Jakob. „Erzähl weiter.“

„Dumm sieht sie nicht aus. Und ganz dunkelblaue Augen hat sie. Aber ich fand sie recht blass; für meinen Geschmack zu wenig an der Sonne gewesen. Na, das gefällt denen ja an den Höfen. Braunes Haar hat sie. Ein ganz kräftiges Braun. Sie trägt's halt leider immer hochgesteckt, aber es ist bestimmt sehr lang und weich und recht angenehm zu spüren in so mancher Lage, die ...“

„Langsam“, bremste Jakob. „Du nicht.“

„Keine Angst.“ Andreas hob den Becher. „Mag sie auch recht ansehnlich sein, ich überlass sie dir gern.“

Das Feuer duckte sich, der Halbkreis wurde kleiner, sie rückten unwillkürlich näher heran. Jakob goss sich neuen Wein in den geleerten Becher und stellte die Karaffe zurück auf den Boden. „Was soll das heißen?“, fragte er.

„Es ist keine Frau für einen wie uns.“ Energisch schüttelte Andreas den Kopf. Sein blondes Haar fiel nach vorn, der Feuerschein färbte es kupferrot. „Sie wirkt so kühl, so als könnte man sie nicht mal anfassen. Sie trägt die Nase wohl sehr hoch. Und dann kam sie mir, ich weiß nicht warum, wieder wie ein Kind vor. Sie ist nicht wie die Frauen, die wir kennen, Jakob. Sie ist nicht das, was du brauchen würdest, obwohl ...“ Er kniff die Augen leicht zusammen. „Bei dir weiß ich nie so genau, wie du mit den Frauen stehst.“

Jakob ging darauf nicht ein.

„Was fragst du auch mich?“, stieß Andreas verärgert hervor. „Du weißt, was ich von den Weibern an den Höfen halte! Modepuppen, die bei der geringsten Belastung zerbrechen. Kalt, mit guten Manieren, die dir dein Bett nicht wärmen können. Oder herrschsüchtig, dass sie einen Hampelmann aus dir machen. Und dann gibt's noch die frommen, gehorsamen, faden. Aber diese Elisabeth ist weder eine Frau für dein Bett, noch eine, die dir fünf Erben gebären und ohne aufzumucken an deiner Seite sitzen würde. Sie widerspricht ihrem Vater bei Tisch in aller

Öffentlichkeit. Sie setzt sich beim Bankett zu dem englischen Gesandten und unterhält sich mit ihm in seiner Sprache, so wie Männer sich unterhalten, dann dreht sie sich zu einer der Hofdamen und redet über irgendein Buch. Soll ich dir was sagen? Wenn ich eine von denen nehmen müsst, würde ich irgendeine nehmen. Die Wetten-Braunstein mit der langen Nase. Die hat Geld. Der Fürst von Messelstein hat keins. Die mit den günstigsten Verbindungen würd ich nehmen, mit dem Besitz, der am nächsten zu meinem liegt. Einerlei. Was hätt ich schon mit ihr zu schaffen? Ab und zu in ihr Bett steigen, um einen Erben zu zeugen? Das würd ich ja wohl noch über mich bringen, oder? Aber für mich selbst, zu meinem Vergnügen, da könnt ich doch jede nehmen. Es gibt so viele schöne, großherzige Mädchen. Heute noch könnt ich dir eine beschaffen, du musst nur ein Wort sagen ...“

„Du verstehst mich nicht“, unterbrach Jakob schroff.

„Weiß Gott, ich versteh dich manchmal wirklich nicht, dabei kenne ich dich, so lange ich denken kann. Was für eine Frau willst du? Die Richtige? Die Einzige? Eine für alles? Das gibt es nicht!“ Andreas hatte seine Stimme nur wenig erhoben, aber in dem dunklen, leeren Saal hallte sie wider.

„Unsinn“, knurrte Jakob, „ich weiß, dass sie alle nicht viel taugen. Ich erwarte nichts.“

„Hoho, ‚alle‘ sagst du? Das stimmt nun nicht! Einige taugen ausgezeichnet für dies, andere für jenes!“

„Hat sie einen Geliebten?“

Die plötzliche Frage überraschte Andreas. Er überlegte. „Es war nicht herauszubekommen. Sie scheint keine von denen zu sein, die mit ihrer Zofe zusammenhocken und über Männer schwatzen.“

„Das wäre zumindest eine Eigenschaft, die man ihr zugute halten könnte.“

„Da war wohl etwas vor einigen Jahren mit diesem Taugenichts, diesem von Münzfeld. Aber ob das nur Gerede ist ... Wird nicht viel dran sein, denn die Jungfern werden streng gehalten auf den Schlössern.“

„Da schickt man nun dich.“ Jakob stand ungehalten auf und stieß dabei den Becher um. Der Wein ergoss sich rot auf das gewachste Parkett. „Dich, den Einzigen, den ich mit einer solchen Aufgabe betrauen kann, und du gibst mir Ratschläge, die könnten vom Scheffelsberg stammen, und erzählst mir was von ‚stolz‘ und ‚schön‘ wie die Waschweiber unten am Fluss. Sag mir, mit wem sie ihr Bett teilt, sag mir, was hinter den abgewiesenen Bewerber steckt, ob der Alte den Preis damit höher treiben will, oder ...“

„So nicht!“, erhob Andreas gereizt die Stimme. „So kannst du mit mir nicht reden! Für deine schlechte Laune kann ich nicht. Was soll ich tun? Soll ich unter ihre Decke kriechen und danach ein Urteil abgeben? Sag ich dann ja, und sie taugt nichts, dann ist es am Ende noch meine Schuld? Ach, mach was du willst! Geh hin und sieh sie dir selber an! Lass dir einen Korb geben. Du wärst ja nicht

der Erste, den sie abweist. Oder“, überkam ihn plötzlich die Erkenntnis, „ist es das? Ist dir vor einer Abfuhr angst?“ Er erhob sich ebenfalls. Sie standen einander gegenüber. Die Flammen erhellten und verdunkelten ihre Gesichter. „Natürlich. Ich kenn dich doch. Du kannst es nicht ertragen, abgewiesen zu werden. Ist es das?“

„Komm.“ Jakob legte beschwichtigend seine Hand auf Andreas' Schulter. Er wirkte erschöpft und müde. „Nicht so laut, nicht so ärgerlich. Sicher horchen wieder einige auf. Vor der Tür. Unter uns. Über uns. Nie ist man hier allein. Ich schau sie mir an, die Prinzessin. Beruhigt dich das? Bin ich so furchtbar, dass du so laut werden musst?“

„Ja.“ Andreas' Gesicht wurde ernst. „Es ist nicht mehr zu ertragen mit dir. Du bist nicht mehr der, der du immer warst. Du brauchst wohl wirklich eine Frau.“

„Hör auf damit. Allein diese Brautschau ist mir dermaßen zuwider ...“

„Das meine ich nicht. Ich meine eine wirkliche. Eine für heute Nacht. Auch wenn die Nacht schon fast vorbei ist. Ich finde eine. Du musst nur sagen ...“

„Wie ging es in dem Märchen weiter?“, fragte Jakob.

„Was?“ Andreas blickte ihn verblüfft an.

„Das Märchen von vorhin, das mit der Königstochter, die alle Freier abwies ...“

„Ach das. Ich weiß nicht mehr genau. Sie trieb wohl ihren Spaß mit den Kerlen. Ihrem Vater ist es zu arg geworden und er hat sie dem erstbesten Bettelmann gegeben, der hat sie mit in seine Hütte genommen.“

„Ein harter König“, bemerkte Jakob.

Andreas zuckte mit den Schultern. Dann huschte ein anzügliches Grinsen über sein Gesicht. Er stieß den Freund in die Seite. „Wäre das nichts? Eine solche Frau für mich oder dich allein in einer einsamen Hütte? So eine, die noch nie ihren Fuß auf eine richtige Straße gesetzt hat, mit all ihrem Puder und all ihren Polstern auf einem Strohsack auf dem blanken Boden? Da würd ich gern mal sehen, was die macht, wenn ich ...“

„Andreas“, seufzte Jakob, „gibt es in deinem Kopf noch Platz für andere Gedanken?“

„Selten!“ Andreas lachte. „Aber in deinem scheint's zu wenig Platz dafür zu geben. Was ist nur mit dir? Wäre das nicht eine Situation, die dich reizen könnte?“ Er war vorausgegangen und öffnete die schwere Saaltür.

Jakobs Mundwinkel zuckten. „Nun, vielleicht. Ein schönes Gedankenspiel vor dem Einschlafen.“ Quietschend schloss sich die Tür hinter ihnen.

„Siehst du“, sagte Andreas, „das ist der Unterschied zwischen uns. Ein Gedankenspiel vor dem Einschlafen. Weißt du, welche Spiele ich vor dem Einschlafen spiele?“

„Wer ist es denn heute Nacht?“ Jakobs braune Augen funkelten belustigt.

„Barbara.“

DER SPIELMANN

„Immer noch? Und du meinst, sie hat die ganze Zeit in deinem Bett auf dich gewartet?“

Ihre Schritte hallten durch den Flur.

„Aber natürlich ...“

Die Stimmen wurden leiser, ihre Gestalten verschwanden im Dunkel des langen Ganges.

*

Elisabeth saß auf der breiten Bank des hohen, tief in die Wand eingelassenen Fensters, die Knie bis an das Kinn gezogen, und schaute in den dämmrigen Morgen hinaus. Sie presste die Stirn gegen das kühle Fensterglas. Dunst verhüllte eine blasse, verwaschene Sonnenscheibe, deren unwirkliches Licht die Welt verwandelte und begrenzte, als wäre sie unter einer Glaskugel gefangen. Sogar die Geräusche des längst erwachten Treibens auf dem Schlosshofe unter ihr wurden gedämpft durch die dicht fallenden Flocken. Elisabeth hob das Gesicht zu dem schweren, grauen Himmel, und je länger sie aufsah, umso mehr verlor sie sich in dem in abertausenden winzigen Teilchen auf sie zuströmenden Schnee.

Schritte auf der Treppe holten sie zurück auf die Fensterbank, ließen sie aufseufzen und den Gang hinunterblicken. Gab es denn niemals eine Minute, die sie für sich alleine hatte? War das nun bereits ihre Zofe, die ahnte, dass Elisabeth früher als üblich erwacht war? Und die ihr diesen Augenblick der Muße vor Anbruch des geschäftigen Hoflebens nicht gönnte?

Eine zierliche Gestalt in einem hellen, weiten Mantel schwebte den Gang entlang auf sie zu. Elisabeth zog den Kopf zurück und hoffte, unentdeckt zu bleiben. Die Schritte waren leicht und näherten sich beharrlich. Wer kannte ihre heimliche Nische? Marie hatte doch einen festeren Schritt, es klang so sehr nach ...

„Eléonore!“, rief sie freudig, schlüpfte von der Fensterbank und rannte ihrer Cousine entgegen. „Oh, Eléonore, als Ihr gestern Abend nicht eingetroffen seid ... Ich befürchtete bereits ...“

„Elise, ma petite!“ Eleonore umarmte Elisabeth leicht und drückte ihr einen zarten Kuss auf die Wange. Für einen Moment hielten sie sich an den Händen und blickten einander lange an, als wollten sie feststellen, ob sich die andere in all den Monaten verändert hatte. „Wie könnte ich Euren großen Ball versäumen“, lächelte Eleonore. „Nur wäre es zu der späten Stunde, zu der ich hier eintraf, kaum konvenabel gewesen, Euch zu wecken. Alors, so komme ich in der Frühe.“

Eleonore war einer der wenigen Menschen, deren Umarmung und Berührung Elisabeth als angenehm empfand; nach der langen Zeit ohne sie wurde ihr das nun ganz deutlich bewusst. Sie zog die Langvermisste noch einmal in ihre Arme und drückte die kalt gewordene Wange an Eleonores weiche Haut.

„Ach, ma petite“, seufzte Eleonore, „ich dachte schon, Ihr hättet mich vergessen über dem wilden Leben in Paris.“

„Mon Dieu, wildes Leben! Wie wild kann es sein, wenn Großtante Henriette mich auf Schritt und Tritt begleitet hat! Wie eine spanische Duena, vraiment.“

„Pauvre vous.“ Eleonore streichelte Elisabeths Haar. „Und all die schönen französischen Kavaliere hat sie nicht in Eure Nähe gelassen?“

„Selten waren sie wirklich schön“, lachte Elisabeth. „Kommt mit in meine Chambres, mir wird kalt. Dort können wir einander alles berichten.“

Noch war es morgenstill in den oberen Gemächern, von unten jedoch drangen entferntes Scheppern von Töpfen und Kannen, Schritte und Rufe an ihre Ohren.

Elisabeth öffnete die Tür und ließ die Freundin eintreten. „Wie winzig mir meine Gemächer semblierten nach den Monaten in Paris! Einen kleinen Vorraum hatten die Damen dort, eigens für die Zofe, ein gewaltiges Ankleidezimmer, einen kleinen Salon, ein riesiges Schlafgemach ... Aber ich bin doch recht content mit meinen Kammern, sie sind so behaglich, und wie oft haben wir hier gesessen und geplaudert – kommt, setzt Euch zu mir auf das Bett und erzählt!“

Eleonore nahm Platz auf dem Prunkstück des mittelgroßen Raumes, dem Paradebett mit dem hohen Himmel aus schwerem, moosgrünem Samt, der auf vier schlanken, gedrehten Holzsäulen ruhte. „Was bleibt mir zu erzählen?“, fragte sie. „Ihr wart schließlich in Paris, und ich regrettiere sehr, dass ich bei Eurer Rückkehr nicht hier sein konnte, aber Maman ging es wirklich sehr schlecht.“

„Aber es geht ihr nun besser, n'est-ce pas?“

„Oh, sie fühlt sich merveilleux und war recht ärgerlich, dass wir das ganze so ernst genommen hatten.“

„Erzählt.“ Elisabeth streckte sich behaglich auf den weichen Kissen aus. Diffuses Morgenlicht drang spärlich durch die Fensterscheiben, die beiden Freundinnen auf dem Bett erreichte es nicht. „Erzählt von Eurer Maman, von Cousin Ulrich und den anderen Cousins, von Eurem schönen Landschlösschen, von den Tieren. Ach, diese langen Sommer bei Euch gehören zu meinen liebsten Erinnerungen.“

„Es ist alles wie immer. Mein lieber Bruder Ulrich beschäftigt sich beinahe ausschließlich mit seinen Pferden – oh, es ist wieder ein sehr schönes dabei, Ihr müsset es sehen. Es ist rabenschwarz und wild wie der Teufel!“

„Es würde mich certainement erschrecken. Und wie geht es seiner jungen Gemahlin?“

„Sie erwartet ein Kind.“

„Encore!“, rief Elisabeth entsetzt. „Aber das erste zählt kaum ein Jahr, und sie ist jünger als ich es bin! Nun, ginge es nach meinem Vater, wäre ich wohl in der gleichen Lage, aber dieses Thema hat er, Dieu soit loué, seit meiner Rückkehr nicht mehr berührt.“ Eleonore warf Elisabeth einen seltsamen Blick aus ihren wasserhellen Augen zu, doch diese ach-

tete nicht darauf und redete weiter: „Von Paris soll ich berichten? Ah, Paris! Wie eng kam es mir hier vor bei meiner Heimkehr, wie still, wie simple, obwohl ich sehr froh war, wieder zu Hause zu sein. Ihr wisst, ich kann nicht lange leben ohne all das hier.“ Ihr Arm beschrieb einen weiten Bogen.

„Saht Ihr den König?“

„Oh, oft. – Nun, nicht gar so oft. Einmal, während eines Balles, schien es, er lächelte mir zu. Ein andermal sah ich ihn im Theater. Er ist ein wirklich interessanter Mann, klug, charmant, erfahren. Würde mir Papa solche Männer vorführen und nicht diese unansehnlichen, langweiligen oder, ärger noch, dummen Kerle!“

„Und das bemerktet Ihr bereits beim zweimaligen Hinsehen, dass der französische König ein derart interessanter Mann ist?“, spöttelte Eleonore.

Elisabeth überhörte es und schloss die Augen, um sich die lebhafteste Stadt und das gesellige Leben wieder in Erinnerung zu rufen. Es war aufregend gewesen, fremd, eindrucksvoll, aber ein wenig einsam. Sie hatte Bekanntschaften geschlossen, doch sie blieben von flüchtiger Natur; galante Komplimente, ein Tanz, ein auf das Haar gehauchter Kuss, ein Gedicht für ihr Album, sogar eine gut gelungene Zeichnung ihrer selbst von einem wirklich reizenden jungen Mann, leider nicht von bestem Adel. Gespräche über Mode, Puder, Parfums und die neuesten Tänze mit den Damen in den Salons oder, wenn Großtante Henriette ihren guten Tag hatte, an Tischen im Freien, die letzten warmen Tage genießend.

Aber ach, die Damen! Selten eine, die die Literatur liebte – ein Interesse für Wissenschaft und Philosophie hatte sie ohnehin nicht erwartet. War wirklich eine des Lesens mächtig, so befasste sie sich im besten Falle ab und an mit einem galanten Roman, jedoch nie mit einem Werk von Rang. Es war wohl angenehm gewesen zu plaudern, sich zu amüsieren, zu tanzen, aber wie sehr hatte sie nach einiger Zeit eine vertraute Seele vermisst. Dabei hatte sie bei Antritt der Reise keinen Gedanken daran verschwendet, dass Eleonore ihr fehlen könnte, so selbstverständlich war ihr deren tägliche Gegenwart gewesen.

Da saß sie wieder neben ihr, sehr aufrecht, ein wenig kleiner und zierlicher als Elisabeth selbst es war, blond und hellhäutig. Sie entsprach nicht dem Geschmack der Mehrzahl der Kavaliere, die ihre Blicke den wohlgerundeten, reifen Brünnetten nachsandten. Hätten sie nur noch einmal genauer hingesehen, wieviel Ruhe, Klugheit und Sicherheit hätten sie aus dem schmalen Gesicht lesen können. Doch so lange schauten die Herren nie und Eleonore legte darauf auch nicht den geringsten Wert.

Gab es niemanden außer ihrem Vater und Eleonore? Nur diese beiden Menschen, die ihr wirklich nahe standen? Anna vielleicht? Elisabeth fröstelte. „Es ist so kühl, und niemand kommt, das Feuer im Kamin zu schüren. Mon Dieu! Soll ich mich am Ende selbst nach dem Mädchen umsehen!“

„Gewiss wird sogleich jemand erscheinen“, beruhigte Eleonore sie. „Durch all die Vorbereitungen für das heutige Fest ist wohl vieles ein wenig in Unordnung geraten.“

„Ich bin certainement zu aufgeregt. Wenn Ihr wüsstet, wie sehr ich dem Abend entgegenfiebre. Es wird der erste Maskenball hier am Hofe sein seit ... Ich glaube beinahe seit Claudias Tod. Vater schätzt all diese Festlichkeiten nicht sehr, aber mir zuliebe hat er nicht nur ein Auge zuge-drückt, nein, er schenkte mir den Ball sozusagen. Ich durfte mich um überhaupt nichts kümmern. Es soll eine Überraschung sein. Ich finde es so rührend, wie er alles arrangiert, obwohl er rein gar nichts von diesen Dingen versteht. Hätte er mich nur ein wenig helfen lassen, ich hätte mit Plaisir ein Fest im Stil der Maskentreiben in Venedig gegeben und alle hätten sich entsprechend kleiden müssen – selbst Großtante Henriette.“ Eleonore lachte. „So befürchte ich“, seufzte Elisabeth, „sie werden sich kleiden wie zu jedem anderen Ball, nur eben mit einer Maske vor den Augen.“

„Was lest Ihr gerade?“ Eleonores Blick fiel unvermittelt auf ein Buch, das auf dem gepolsterten Schemelchen neben dem Bett lag.

„Ich habe mir eine solche Menge Bücher gekauft in Paris.“ Elisabeth deutete mit ihren Händen einen hohen Stapel an. „Stellt Euch die Galerie du Palais vor auf der Ile de la Cité! Ein Laden neben dem anderen, und all diese schönen kleinen Dinge, von denen es mir schien, ich hätte schon immer danach gesucht! Da war ein Fächer, einer dieser ganz neuen Falt-fächer, von einem derart entzückenden Blau, ich musste ihn einfach haben! Ihr werdet ihn heute Abend sehen, das Blau passt vorzüglich zu meinem Kleid. Und Handschuhe – gähnt Ihr meinewegen? Ich weiß, die Mode ennuiert Euch. Aber die Königliche Buchhandlung! Die müssen wir einmal gemeinsam besuchen! Corneille, Racine, griechische Dramen, die neuesten Romane, philosophische Werke, natürlich nichts von Monsieur Descartes, den liebt der König nicht. Aber seine Schriften habe ich mir bereits anderweitig besorgen lassen. Und ich kämpfe noch immer damit, er ist nicht leicht zu verstehen.“

„Descartes also. Aber war es nicht vor kurzer Zeit Galilei und das Wel-tensystem? Und darf ich Euch an Eure Leidenschaft für Berichte über fremde Länder erinnern?“

„Oh, ich weiß. Aber mir fehlt im Moment jede Motivation für Galilei oder Kepler, obwohl ich dies gewiss ein andermal durcharbeiten werde. Auch meine Übungen im Übersetzen haben in den letzten Wochen gelitten ...“

„Elise, Ihr zerstreut Eure Gedanken zu sehr“, mahnte Eleonore. „Ich sagte es Euch schon oft, ich bin gezwungen, es zu repetieren. Ihr bringt keinen Gedanken zu Ende. Ihr wisst viel über dies, ein wenig über jenes. Ergibt das alles ein Bild? Ein Ziel? Und wenn Ihr Euch bald festlegen müsstet? Euch bald darüber im Klaren sein, was Ihr wirklich wollt?“

Elisabeth seufzte tief und lehnte die Stirn an ihre Knie „Ich wanke wie das Gras so von den kühlen Winden um Vesperzeit bald hin geneigt wird, bald her: Ich weiß nicht, was ich will, ich will nicht, was ich weiß: Im Sommer ist mir kalt, im Winter ist mir heiß.“

„Petrarca“, lächelte Eleonore. „Zumindest versteht Ihr, im richtigen Moment das Richtige zu zitieren. Und was ist das hier auf dem Schemel?“ Mit einer leichten Handbewegung ergriff sie das Buch und schlug wahllos eine Seite auf. „Lasst sehen: ‚Oh Herzallerliebste, so uns das Glück nach langen Qualen doch gefunden ...‘“

„Gebt.“ Elisabeth zog das Buch aus Eleonores Händen.

„Sind das die Wissenschaften, die Philosophie?“, lachte Eleonore, und das Lachen machte ihr etwas farbloses Gesicht lebendig und hübsch.

„Das ist für den Abend, ma chère“, erklärte Elisabeth. „Die Wissenschaft für den Morgen, wenn mein Kopf klar und frisch ist. Abends im Bett bei Kerzenlicht benötige ich etwas für schöne Träume.“

„Vom goldenen Ritter?“

„Schweigt!“, rief Elisabeth. „Den gibt es lange nicht mehr! War ich im zwölften Jahr damals oder im dreizehnten?“

„Und doch hofft Ihr insgeheim, er käme noch. Oder warum seid Ihr in aller Munde als die stolze Prinzessin, der kein Freier gut genug ist?“

Die Frage absichtlich überhörend lehnte sich Elisabeth zurück gegen das Kopfende ihres Bettes und überlegte. „Ihr habt gewisslich recht, wenn Ihr meine Art, Studien zu betreiben, kritisiert. Es fehlt mir an Anleitung, an Gespräch, an einer klaren Linie, an Stetigkeit. Es ist mir wohl bewusst. Oh, Eléonore, oft beneide ich die jungen Herren, die von ihren Vätern auf die Universitäten geschickt werden. Sie hätten all die Gelegenheit, sich ihren Studien in dem Ausmaße zu widmen, wie ich es mir oft erträume. Und sie wissen es nicht einmal zu schätzen, sondern vertun ihre Zeit mit Fechtübungen und Trinkgelagen. Würde mein Vater sich von mir beraten lassen und eine Universität gründen, hier, in der unbedeutenden Residenzstadt eines der unbedeutendsten der deutschen Lande! Wir könnten